



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Berliner Briefe.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

schützt überdeckt, welches mit Lilienblumen und tricoloren Wimpeln geschmückt war, und vor dem Altar waren eine große Drifflamme und 83 Standarten in den Farben der Departements aufgepflanzt.

Was die rothe Fahne betrifft, die auf dem Marsfelde am 17. Juli 1791 eine Rolle spielte, so wurde sie nach dem Wortlaute des Gesetzes als „endgültiges Zeichen bei jedem Auslauf“ entfaltet, und nur zu diesem Zwecke geschah es, daß sie bis zum nächsten 7. August vor einem der Fenster des Stadthauses zu wehen fortfuhr. Sie ist übrigens noch heute das Signal der Gefahr, welches an der Spitze, sowie am Ende der Eisenbahnzüge angebracht, das Zeichen, womit auf den Stadthürmen der Ausbruch einer Feuersbrunst gemeldet wird — was beiläufig wie in Frankreich auch in den meisten Gegenden Deutschlands Gebrauch ist. Lamartine hat die rothe Fahne 1848 anders erklären wollen — er war hierin wie in den meisten andern seiner Erklärungen Poet, nicht Historiker.

Die Farben des Königs, die man nicht mit denen seiner Fahne verwechseln darf (auch die weiß und grüne sächsische Farbe ist nicht die des sächsischen Hofes, die gelb und blau ist), waren weiß, rosenroth und blau, die Farben von Fahnen, welche die „mestres de camp“ oben über ihren Wappen anzubringen ermächtigt werden (Edict Ludwigs des Vierzehnten vom Januar 1705). Die Livree der königlichen Dienerschaft war gleich derjenigen der Diener der Prinzen von Geblüt dreifarbig. Die Uniformen der Leibgarden, der französischen Garden und eines großen Theils der Armee waren ebenfalls weiß, rosenroth und blau.

Der gute Graf Chambord oder der Rathgeber desselben vielmehr, der ihm die weiße Fahne als so werthvolle Erinnerung und als so bedeutsames Symbol seines Hauses dargestellt und ihm sein Manifest gemacht hat, ist also wie in so vielen andern Dingen auch in dieser Beziehung im Unklaren gewandelt.

## Berliner Briefe.

Berlin, den 21. Juli. In England ist von fleißigen Statistkern die Beobachtung gemacht worden, daß in den Herbstmonaten der Spleen die meisten Opfer fordert. Die sommerliche Hitze scheint in den wenigen Unglücklichen, die hier zurückgeblieben sind, ähnliche Erscheinungen hervorzubringen, wie der trübe Himmel auf den britischen Inseln. Es gibt Leute, welche die von Rußland heranrückende Cholera mit Sorge erfüllt, es gibt solche, denen das rothe Gespenst Komieuschen Andenkens die Ruhe verscheucht, es gibt Andere, welche die Dauer des Friedens mit Frankreich nur nach Monaten berechnen wollen und es gibt solche, welche einen Religionskrieg nicht mehr zu den Unmöglichkeiten zählen, seit der Fürst Reichskanzler so sorgenvoll seine Stirn über die Pläne der Ultramontanen gerunzelt hat. Die Deutschen haben eine skeptische Ader, welche sie manchmal zum Pessimismus verführt und das Bißchen Freude, welches sie in Berlin, Dresden und München und hundert andern Städten bei der siegreichen Rückkehr der Truppen stürmisch geäußert haben, scheint ihnen ein Uebermuth, den sie abbüßen müssen, indem

sie sich mit traurigen Gedanken quälen. Das Schlimme dabei ist, daß der rechte Muth, sich an dem Gewonnenen zu freuen, fehlt. Zur Arbeit kehrt das Volk zurück, aber mit rechtem Muth wird die Coniunctur nur von den „Gründen“ benutzt, welche das Geheimniß besitzen, ihren Gewinn sofort in Sicherheit zu bringen. Und doch sind alle diese Befürchtungen grundlos. Gewiß mögen die Franzosen an einen Vergeltungskrieg denken, aber die deutsche Ueberlegenheit ist in dem letzten wunderbaren Kriege und durch die gewonnene Grenzverbesserung so festgestellt worden, daß wir mit der größten Ruhe den Anstrengungen zusehen können, welche jenseit der Vogesen gemacht werden, um auf's Neue dem Trugbilde des Uebergewichtes in Europa nachzujagen. Jetzt sind wir unstreitig die erste Militärmacht der Welt und wir werden es noch mehr werden. Die Zahlen, welche in diesen Tagen die „Prov. Corr.“ über das Verhältniß der Reserven und Landwehr in den verschiedenen Provinzen mitgetheilt hat, zeigen, wie sehr die neuen Landestheile noch gegen die älteren an militärischer Leistungsfähigkeit zurückstehen und eben so ist es mit dem übrigen Deutschland, das erst in einigen Jahren im Anschluß an die preußische Organisation seine Kraft entfalten wird. Deutschland ist in einer aufsteigenden Bewegung, die noch lange nicht an ihrem Ziele angelangt ist und so fern unserem Volke der Gedanke an Eroberungen liegt, so muß doch die Unantastbarkeit unserer Grenzen, die Ausichtslosigkeit einer Einmischung in unsere innern Angelegenheiten (in welcher Form es sei) noch viel tiefer in das Bewußtsein Europa's eingeführt werden, als es bis heut der Fall ist und bei der Schnelligkeit, mit welcher die einheitliche nationale Bewegung zum Ziele gelangt ist, der Fall sein konnte.

Wie wir vor dem Kriege den auswärtigen Feind überschätzt haben, so scheint man jetzt den innern Feind zu überschätzen. Seit dem Jahre 1848 ist in Preußen geschehen, was nur geschehen konnte, um der ultramontanen Partei ein unverkümmertes, ein üppiges Wachsthum zu ermöglichen. Ost genug wurde auf die unvermeidlichen Folgen dieser Politik aufmerksam gemacht, davor gewarnt, aber immer tauben Ohren. Jetzt ist das Uebel offenbar geworden, aber es ist nicht so schlimm, als es aussieht. Die 57 Klerikalen — so viel zählte ja wohl die Fraction auf dem Höhepunkte — unter 382 Mitgliedern sind wahrlich keine Phalanx, welche Furcht erregen kann. Sie sind am allerwenigsten identisch mit dem Katholicismus. Sie sind auch keinesweges Fanatiker, sondern recht diplomatisch gestimmt und nur kühn, wenn sie sehen, daß keine Gefahr dabei ist. Es sieht fast aus, als solle ein ganzer Apparat gegen sie in Bewegung gesetzt werden, was ihnen nur eine größere Wichtigkeit beilegte. Wenn man einmal, von der katholischen Abtheilung im Cultusministerium anfangend, ein wenig die Quellen verstopfte, aus welchen die Ultramontanen ihre steigende Macht geschöpft haben, so würde man bald finden, daß sie viel weniger furchtbar sind, als es den Anschein hat.

Der Minister des Innern, Graf Gulenburg, ist heut aus Gms zurückgekehrt, als Minister und Domherr von Brandenburg. Vor einigen Jahren, als die Gehälter der Minister erhöht wurden, berief sich Graf Bismarck auf das Zeugniß des Grafen Gulenburg, daß es selbst für einen Junggesellen schwer sei, als Minister mit 10,000 Thaler auszukommen. Das Gehalt wurde damals auf 12,000 Thaler erhöht und Graf Gulenburg hat jetzt noch als Domherr von Brandenburg einen Zuschuß, der ihm für alle Fälle bleibt. Es ist erst allmählig durchgedrungen, weshalb Graf Gulenburg besonders nach Gms berufen wurde und dort diesen Gnadenbeweis des Kaisers empfing. Er war dort am 13. März v. J. und ist an dem ereignißvollen Tage der einzige

Berather des Königs gewesen. Das Verdienst, das er sich erworben, ist ziemlich lange unter den Scheffel gestellt worden und gewiß ist es ihm unter diesen Verhältnissen zu gönnen, daß auch er eine Art von Dotation erhält. In solchen entscheidenden Momenten gibt etwas den Ausschlag, was von aller Parteipolitik unabhängig ist: der Charakter, und ihn hat Graf Eulenburg bewährt. Daß unter solchen Bewandnissen ein Rücktritt des Ministers nicht zu erwarten ist braucht kaum gesagt zu werden. Er ist auch in politischer Beziehung weniger angezeigt, als sonst, da für die nächste Zeit in dem Gebiete des Ministeriums des Innern die Fragen, welche eine principielle Entscheidung herausfordern, noch vertagt bleiben werden.

## Judwig Bamberger.

Zur Naturgeschichte des französischen Krieges. (Leipzig, Ernst Günther's Verlag, 1871.)

Die hier gesammelten Artikel waren im vorigen Winter, während der Belagerung von Paris, in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ als „Beiträge zur Völkerpsychologie“ erschienen. Wenn der geistreiche Publicist die Erzeugnisse des Moments hier, unter einem minder gesuchten, aber auch minder scharf bezeichnenden Titel, und mit einer neuen Vorrede versehen, dem Publicum in der festeren Form des Buches bietet, so war selten ein Tagesschriftsteller besser berechtigt dazu. Denn des Verfassers Darstellung hat in der Geschichte der Pariser Commune eine so schlagende, so augenfällige Befestigung gefunden, als ob er sie sich expresse dazu bestellt hätte. Nicht alle Welt war durch die psychologischen Erscheinungen während des Krieges zur Genüge aufgeklärt; naturgemäß sah, sprach und urtheilt damals Jedermann von der Zinne einer Partei aus, und die Franzosen wußten mit altgeübter Geschicklichkeit unseren wohlbegründeten Vorwürfen so ausführliche und weit ausgeführte Erfindungen gegenüber zu stellen, (wie z. B. schon Anfangs wegen der gegen Belgien gerichteten Annexionsgelüste, später wegen der unzähligen Verletzungen fast aller feststehenden Regeln des Völkerrechts), daß der Dritte — zumal soweit die gar verbreitete Franzosen-Sympathie reichte, — sich wenigstens jeder Entscheidung enthielt, wenn er seine Entscheidung nicht gegen Deutschland zu kehren vorzog. Während des Pariser Aufstandes aber standen Franzosen auf beiden Seiten; sie richteten ihr Lügensystem gegen einander, sie machten an einander die Probe auf ihre Erfindungen, hochtrabenden Phrasen, terroristischen Programme u. s. w. Diese schreckliche Katastrophe wurde von den Franzosen nicht so tief empfunden, als es unserem Gefühl nach hätte sein müssen. Sie brauchten einen Sieger, und sie fanden ihn wenigstens auf diesem Felde. Da Thiers und Mac-Mahon endlich die Communalisten überwand, so schwelgte die Nation in dem Gedanken, durch ihren unvergleichlichen Heroismus die Welt vor der Anarchie errettet zu haben. Wären Ussy, Pyat und Grouffet die Sieger geblieben, so hätte Frankreich sich in dem Gedanken berauscht, ein neues Prinzip mit allen Mitteln eines heldenhaften Volkskrieges durchgesetzt und die alte Welt aus dem Felde geschlagen zu haben. Wie jetzt Trochu unter dem jubelnden Beifall der Natio-